

MUSEUMSGÄRTEN – GARTENMUSEEN – DES MUSEUMS GÄRTEN

Markus Walz

Die Anfrage für die Tagung ›Museum – Garten – Landschaft. Vernetzungsbedarf!‹ hat mich überrascht und neugierig gemacht, weil ich noch nie über einen möglichen Typus ›Museumsgarten‹ nachgedacht hatte. Als spontane Reaktion würde man auf die Arbeitsteilung bei der Bewahrung kultureller Phänomene verweisen: Die Baudenkmalpflege und die betroffenen Eigentümerinnen und Eigentümer sollten für ›museale‹ (im Sinn von bewahrenswerte) Gärten zuständig sein, während schutzwürdige Pflanzenexemplare in botanische Gärten gehören. Kulturelle Phänomene rings um den Garten haben längst ihre Spezialmuseen erhalten, ohne dass der Typusbegriff ›Gartenmuseen‹ entstanden wäre. Dieses Themenfeld und die museumstypische Überbesetzung von Nischen seien abgesteckt mit dem Gartenkunst-Museum in Eckersdorf-Donndorf, dem Museum für Europäische Gartenkunst in Düsseldorf-Benrath, dem Deutschen Gartenbaumuseum in Erfurt, dem Museum der Gartenkultur in Illertissen und dem Rosenmuseum in Bad Nauheim.

Eine klassische Grenzüberschreitung dieser bewährten Handlungsfelder präsentieren die Museumsschlösser: Baudenkmäler mit Originalinventar als Besichtigungsbetriebe; viele verfügen über ebenso denkmalwerte Parks. Weniger Beachtung finden einige Gesamtkunstwerke, die unter anderem Haus und Garten enthalten und heute analog zu Museumsschlössern geöffnet sind, wie beispielsweise die ›Kunststätte Bossard‹ in Jesteburg (Abb. 1).

Da Grundstücke nur selten vollständig überbaut sind, haben die meisten Museums-

gebäude ein Außengelände, das auch gärtnerisch angelegt sein dürfte. Die ersten deutschen (Kunst-)Museumsbauten entstanden noch in dicht bebauten Innenstädten – so nach dem Beispiel des Kunsthauses Düsseldorf das Dresdner Galeriegebäude (das heutige Verkehrsmuseum); das Paradigma des 19. Jahrhunderts formuliert aber die völlig frei auf einer großzügigen Parzelle stehende (Alte) Pinakothek in München. Derartige Außenanlagen wurden wegen des reichlichen Tageslichteinfalls und der reduzierten Stadtbrand-Risiken sehr geschätzt, ihre Gestaltung erwähnt die museumsbezogene Literatur aber nicht.

Symptomatisch für diese Wahrnehmungslücke ist ein Wortbeitrag schon auf der ersten Konferenz deutscher Museumsfachleute überhaupt, die 1903 unter dem Titel ›Die Museen als Volksbildungsstätten‹ stattfand. Der Direktor des Roemer-Museums Hildesheim spricht über eine negative Wirkung, die heute international ›Museum Fatigue‹ heißt: Der Museumsbesuch macht »schrecklich müde«, Sitzplätze sind eine Pflichtausstattung.

»Als Ruhepunkte empfiehlt sich auch die Einrichtung kleiner Gärten bzw. Anlagen im Freien, innerhalb des Museumskomplexes. Höfe, welche früher Rumpelkammern glichen, wurden in Gärten verwandelt, und mit Rücksicht auf die Kinderwelt wurden in ihnen auch Vogelhecken, Terrarien und Aquarien mit lebenden Tieren aufgestellt. Im Winter geben wir die Tiere weg oder überwintern sie, so gut es geht, im Frühjahr werden neue Anschaffungen gemacht, so daß immer Verschiedenes da ist, denn das Le-

bendige ist tausendmal vielgestaltiger und anziehender als alle Ausstellungen todter Sachen. Wenn man Schlangen, Chamäleons, schöne Fasane oder sonstige bemerkenswerte Tiere hat, sieht man, wie das Volk sich um dieselben drängt und sich dafür interessiert, besonders die junge Welt.«¹

Der Museumsgarten geriet also als Negativform ins Blickfeld, als Gegensatz zum langweiligen Museum und als – in ihrer Bepflanzung kaum interessierende – Fläche für attraktivitätssteigernde Tierhaltung in einem Museum, dessen Sammlungen von Geologie über Prähistorie bis zur Ethnologie reichen. Hundertzehn Jahre später haben die Museumsfachleute einige Gartenideen mehr entwickelt: Etliche Kunstmuseen verfügen über Innenhöfe, die als diebstahlsichere ›Skulpturengärten‹ dienen, auch wenn das Museum kaum Skulpturen sammelt; die Architekten verpassten der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn einen Dachgarten als optionale Ausstellungsfläche. Die ›Gartenhaftigkeit‹ dieser Gärten bleibt aus-

geblendet. Museen mit groß dimensionierten Sammlungsgütern haben oft ein ›Freigelände‹: So steht neben dem Alliiertenmuseum in Berlin ein ›Rosinenbomber‹ aus der Zeit der Berliner Luftbrücke, obwohl der amorphe Außenraum kein Flugfeld war.

Tatsächlich als (Nutz-)Garten kommen einige Aktivitäten daher, die in mittelalterlichen Bauwerken untergebrachte Museen anreichern sollen – auch wenn es sich um kein Kloster handelt, fehlt selten der Verweis auf die Heilkunde der Hildegard von Bingen. Diese Kräutergärten finden sich auch in Gartenschauen und funktionieren genauso wie die Fasane des Hildesheimer Roemer-Museums.

Plausiblere Museumsgärten bietet die vielgestaltige Gruppe der Freilichtmuseen an. Die ganzheitliche Präsentation volkskundlicher Freilichtmuseen enthält auch Hausgärten; soweit die Immobilien des Museums nicht transloziert wurden,² ist der eine oder andere Garten dabei, dessen Denkmalwert diskutiert werden könnte. Eine Schrumpfform dieses Museumstyps stellen die verbreiteten Bauernhausmuseen dar, die ein in situ befindliches Einzelgehöft



1 | Skulpturen in der Kunststätte Bossard, Jesteburg, 2013 (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kunstst%C3%A4tte_Bossard_Garden.jpg, CC BY-SA 4.0, Stand: 12.12.2019).

entweder als Ortsmuseum oder wie das Fragment eines Freilichtmuseums ausbauen und selten auf einen ›Bauerngarten‹ verzichten. In einigen Freilichtmuseen fallen Garten und Museumsausstellung zusammen, so bei der Flächengestaltung eines Skulpturen-parks oder der angedeuteten Grabbepflanzung im Grabmalmuseum. Jenseits des Museumswesens finden sich leibhaftige Gartenaktivitäten aus vergangenen Zeiten in den Verschmelzungen von sogenannten Live-Ins mit Besichtigungsbetrieben, sei es im Nachbau des Klosterplans von Sankt Gallen³ oder in einer idealtypischen mittelalterlichen Stadt⁴.

Soweit die Gedanken eines ›Museumsmenschen‹ zu Museumsgärten. Die Gartendenkmalpflege bedient ein anderes Begriffsverständnis, wie die Zusammenstellung der Dresdner Tagung offenbart. Die einzige Schnittmenge mit den bisherigen Schilderungen bietet das Freigelände des Deutschen Kleingartenmuseums in Leipzig, das translozierte Gartenlauben mit idealtypisch rekonstruierten Gärten der betreffenden Zeit umgibt.

Die Mehrzahl der Tagungsbeiträge betritt ein Feld am Rande des Museumswesens, den Typ der Personengedenkstätten. Personengedenkstätten können authentisches Mobiliar, analoge Nachgestaltungen und sonstige Memorabilia enthalten und deswegen zu den Museen zählen; andere Personengedenkstätten bieten Informationsmedien, immersives Multimedia oder Veranstaltungsräume an und liegen deswegen jenseits der definitorischen Grenzen des Museumswesens. Ganz ähnlich ist es um die sogenannten Literaturmuseen bestellt, die neben Personen auch literarische Werke thematisieren oder einen schriftstellerischen Inspirationsort zur Besichtigung anbieten.

Kurz gesagt, die Assoziationen zum Begriff Museumsgarten aus dem Museumswesen weichen stark von jenen aus der (Garten-)Denkmalpflege ab. Umso mehr überrascht es, dass beide Seiten etliche Detailthemen teilen. Fünf davon seien kurz umrissen: Die museologische Mehrheitsposition hat sich

in Deutschland in den letzten Jahrzehnten klar verschoben – weg von der Präsentation der Dinge als das, was sie sind (Teetassen als Teetassen), zur Repräsentation, zum Zeichen abwesender Sachverhalte⁵ (die Teetasse als visuelle Stellvertreterin der ostfriesischen Teekultur); die Rekonstruktion eines zwischenzeitlich verlorenen Gartens als Rückgewinnung der Inspirationsquelle eines (verstorbenen) Künstlers ist eine durchaus verwandte Herangehensweise. Zweitens findet sich unter den Argumenten für Gartenrekonstruktionen das ›Erleben mit allen Sinnen‹ anstelle eines Appells an die Imaginationskraft – ein in der Ausstellungsgestaltung und Museumspädagogik zurzeit beliebter Anspruch, obwohl er kaum jemals erfüllt wird. Drittens führen beide Seiten noch ein Modewort auf den Lippen: Partizipation – sei es zur Steigerung der Identifikation mit dem Museum/Denkmal, zur Dämpfung der Unterhaltskosten oder als didaktisches Instrument. Viertens verwundert es in einem neoliberalen Zeitalter nicht, dass Museen und Gartendenkmalpflege weniger über ihre originären Aufgaben und mehr über Nutzenerwartungen und Nachfragepotenziale nachdenken. Fünftens existieren Museen seit Jahren in einer Boomkrise: Die Institutionenzahl steigt, die Angebotsmenge wächst, aber die Nachfrage stagniert; Denkmälern mag es ähnlich gehen. Ein Garten scheint einen Wettbewerbsvorteil anzubieten – als Außenfläche der Gastronomie, als Veranstaltungsfläche, als thematische Ergänzung, als zusätzliche Attraktion (siehe Roemer-Museum), als Impuls für ein museumspädagogisches Angebot im Freien.

Ob hierbei ein Leistungsbündel entsteht, die Attraktivität durch eine buntere Mischung des Angebotsbündels steigt oder verschiedene Nachfragesegmente angesprochen werden (Museumsgäste, Garteninteressierte), ist eine offene Frage. Vordergründig hat man die Besuchszahlen und die Entgelteinnahmen stabilisiert; mittelfristig werden Evaluationen verlangt werden, um zu klären, ob ein Kapitaleinsatz ohne

Nachfrageeinbußen reduziert werden kann.

Zuletzt sei nach diesen verwandten Handlungsformen und Argumentationsmustern noch ein beiderseits beliebter Fachbegriff markiert. Mehrmals fiel das Wort ›authentisch‹, ohne es näher zu rahmen, während es in museologisch geschulten Ohren sofort klingelt: Die partizipativ gesonnene ›Neue Museologie‹ würde nach der spezifischen Sichtweise des Kernpublikums fragen, die ›Kritische Museologie‹ würde konstruktivistisch bestreiten, dass ein Ding schlichtweg authentisch sei.⁶ Die ›konservative‹, hergebrachte Museologie hingegen hat sich von

der Authentizität insofern verabschiedet (und damit zugleich eine Bastion der Museumsfachleute zementiert), als dass erst die wissenschaftliche Prüfung des Gesamtzusammenhangs und die Mitteilung des relevanten Inhalts durch die Autorität Museum für die Museumsgäste, soweit sie keine Fachleute sind, Authentizität erfassbar machen: Statt Authentizität dominiert in den Museen die Authentifizierung.⁷ Der (Garten-)Denkmalpflege dürfte es ähnlich gehen – spätestens, wenn sie eine Informationstafel montieren lässt.

1 Andraea, Achilles: Das Römermuseum in Hildesheim. In: Die Museen als Volksbildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, Berlin 1904, S. 46–50, hier S. 48.
 2 Als sächsisches Beispiel eines Freilichtmuseums mit etlichen In-Situ-Gebäuden sei das Deutsche Landwirtschaftsmuseum Schloss Blankenhain, Crimmitschau-Blankenhain, erwähnt.
 3 ›Campus Galli‹, Meßkirch (Hohenzollern).
 4 ›Histotainment Park Adventon‹, Osterburken

(Baden).
 5 Typisch hierfür: Schärer, Martin R.: Die Ausstellung. Theorie und Exempel, München 2003.
 6 Einführend hierzu: Mensch, Peter van: Museologie – Wissenschaft für Museen. In: Walz, Markus (Hg.): Handbuch Museum. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven, Stuttgart 2016, S. 370–375, hier S. 373.
 7 Vgl. Schleper, Thomas: Visuelle Spektakel und die Hochzeit des Museums. Über Chancen ästhetischer Bildung in der Wissensgesellschaft. Ein wissenschaftlicher Essay, Essen 2007, S. 221.